



Die Gebrechen unserer Zeit. *)

Die Zeiten, in denen wir leben, sind schlecht; die Noth ist groß und der Jammer arg! — Diese Klage, tausendfach wird sie erhoben und sie wiederhallt in den verschiedensten Kreisen des Lebens. Und wer will läugnen, daß unsere Zeit Erscheinungen darbietet, die jeden denkenden Beobachter mit gerechter Besorgniß erfüllen? Jener laute Klageruf — er will und kann nicht erstickt werden; aber man wird zugeben, daß mit allem Jammern und Klagen wenig oder gar nichts geholfen ist. Oder, wenn ein Strom den schützenden Damm durchbricht und die Wasserfluthen verwüstend über die Fluren und Felder hereinstürzen, was nützt es, händeringend am Ufer zu stehen und mit Thränen im Auge über die schonungslos zerstörende Wassergewalt zu klagen, so man nicht Hand anlegt, die entstandene Lücke auszufüllen und die anbrausenden Wogen in ihr altes Strombett zurückzudrängen? — Eben so unnütz und fruchtlos ist das ewige Klagen über die schlechten Zeiten, über den Druck und Drang der gegenwärtigen Verhältnisse, wenn man nicht nach dem Grund und Ursprung der Zeitübel forscht, und nicht allen Ernstes bemüht ist, die Quellen, aus denen die umschweifenden Bedrängnisse strömen, abzuleiten und zu verstopfen. Das Erste, was vernünftigerweise zu thun ist, besteht darin, daß man die Nebel und Gebrechen der Zeit fest in's Auge fasse und ihre Ursachen und Quellen sich zum Bewußtseyn bringe. Ist dieß geschehen, und hat man sich die Sünden und Gebrechen aufrichtig gestanden, so gilt es, die Mittel kennen zu lernen und sich ihrer zu versichern, die da geeignet sind, den Zeitübeln zu steuern oder den unabwendbaren Bedrängnissen eine Seite abzugewinnen, die zum wenigsten ihre verwundendste Spitze abstumpft und einen Umschwung zum Bessern einleitet.

Das Jammern und Klagen über die schlechte Zeit ist, wie schon gesagt, etwas gar Unnützes; aber es ist auch nicht wenig thöricht. Denn wer macht die Zeiten gut oder schlecht? Wer anders als die Menschen mit ihren Tugenden oder Lastern? — Die Zeit — kann man ihnen sagen — ist, wie ihr sie machet; und klaget ihr sie an, so wird sie mit den Worten des Dichters euch entgegen können:

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht sie euch! Denn es ist die Zeit dem weisen, unbeschriebnen Blatte gleich; Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seyð ihr! Wenn die Schrift nicht jußt erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür? Seht, es ist die Zeit ein Saatseld: — da ihr Diskeln ausgesät, Gi, wie könnt ihr droß euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?“ —

Die Klagen über schlechte Zeiten, recht verstanden, sind Selbstanlagen des Menschen. Wollt ihr die Quellen und Wurzeln der Zeitgebrechen finden, so greift in eure Brust und blicket eurer Lebensweise fest in's Auge, und ihr werdet sie entdecken.

Nur die Hauptquellen, woraus die betrübenden Zeiterscheinungen fließen, sollen hier genannt, nur die Grundwurzeln, daraus sie sprossen, bezeichnet werden.

Unter denselben nimmt der vielfach verbreitete Unglaube die erste Stelle ein. Es gab nicht leicht eine Zeit, in welcher der Unglaube fecker und frecher sein Schlangenhaupt erhob, als dieses in unseren Tagen geschieht; wenigstens waren die Grundsätze des Unglaubens in keiner andern Zeit verbreiteter, als in der unsrigen. Die Zeiten, in welchen der Unglaube in den Palästen thronte und unter den höheren Ständen seine Pflege fand, sind vorüber. Damals gehörte es in jenen Kreisen zum guten Ton, über Religion und Glauben zu wigeln und zu spötteln. Wer auf den Namen eines Gebildeten, auf den Ruhm eines großen aufgestärkten Geistes Anspruch machen wollte, der durfte sich in keiner Kirche blicken lassen, der mußte mit der Religion förmlich gebrochen haben; genug, wenn er sie nur noch als Zügel und Zaum für die niederen, ungebildeten Volksklassen bestehen ließ. Diese Zeiten sind vorüber; in unsern Tagen sind es gerade Personen aus den höchsten Ständen, die in religiösen Dingen mit einem rühmlichen Beispiele vorangehen. Die Religion, früher verwiesen aus den Prunkgemächern der Großen, ist wieder eingezogen durch die Pforten der Paläste; mit aufrichtiger ungeheuchelter Verehrung beugen sich Vornehme und Hochgestellte vor der besitzenden Macht des Glaubens. Während aber auf den Höhepunkten der Gesellschaft vielfach die Morgenröthe eines erneuten religiösen Lebens aufgegangen ist, verbreitet sich die Nacht des Unglaubens mit jedem Tage drohender über die mittleren und niedern Regionen. Es scheint, als seyden mit den Moden auch die ihnen anklebenden Sitten und Grundsätze in diese herabgewandert. Geht in das Waaren-

*) Auf den Wunsch mehrerer Leser der Neuen Sien entnommen.

gewölbe des Kaufmannes, in die Werkstätte des Handwerkers, tretet in das Haus des Bürgers, steigt in die Hütte des Landmanns hinab, überall werdet ihr Spuren frechen Unglaubens treffen, leichtfertige Reden über Religion und Sitte hören und ein Zeichen religiösen Glaubens um das andere verschwinden sehen. Die Punkte, die hier angegriffen und hinweggeworfen werden, sind jene, welche so recht in's praktische Leben eingreifen und in ihrer Längnung geeignet sind, der Gesellschaft ihre haltbarsten Stützen zu entziehen und ihre tiefsten Grundlagen zu unterwählen. Schreitet der Unglaube in diesen Kreisen immer rascher fort, steckt er mit seinem Pesthauche die Classen der Gesellschaft, auf denen ein so großes Gewicht des öffentlichen Wohles ruht, mehr und mehr an, so erstarkt dadurch die tiefste Wurzel des Verderbens, und es kann nicht fehlen, daß sie immer üppigere, unheilvollere Auswüchse hervortreibt.

Eine zweite Quelle der Zeitübel ist die herrschende Genußsucht. Diese Quelle fließt von selbst aus erstgenannter. Wo der Mensch aufgehört hat, an eine höhere Ordnung der Dinge, an eine vergeltende Ewigkeit zu glauben, da wird er hier auf Erden sich heimlich zu machen und sein Paradies zu pflanzen suchen. Wenn ihr darum in unserer Zeit ein so außerordentliches Rennen und Jagen nach sinnlichen Genüssen wahrnehmt, wenn ihr seht, wie alle Kräfte sich dahin vereinigen, das irdische Daseyn möglichst behaglich und genussreich zu gestalten, verräth dieß nicht deutlich genug, daß man die Freuden des Jenseits aus dem Auge verloren und nimmer nach ihnen trachtet? — Wo die Sünde, wo das künftige Gericht, wo die Höllestrafen geläugnet werden, da wird auch aller Unterschied zwischen erlaubten und unerlaubten Genüssen hinwegfallen; man wird sich jeden Genuß gestatten, der den Sinnen schmeichelt; man wird vor keinem Mittel zurückbeben, mag es auch noch so schlecht seyn, wenn's nur zur Befriedigung der Gelüste führt; man wird keine Schranke, auch die heiligste, nicht mehr achten, sobald sie der Lüsterheit und der Leidenschaft im Wege steht. Und in der That, blickt hinein in das Leben und Treiben der Genußsüchtigen unserer Tage! Greifen sie nicht nach jeglichem Genuß? — Erlaubt oder unerlaubt: darnach fragen sie nicht. Und weil sie mit vollen Zügen aus dem Becher der Wellust kosten wollen, darum dürfen sie's auch mit den Mitteln nicht genau nehmen: sey's Lug oder Trug, Uebervortheilung oder Dieberei, gleichviel, wenn's nur Gewinn abwirft, eine ergiebige Goldquelle eröffnet und zum lockenden Ziele führt. Man hört allgemein über die Unredlichkeit, über die Unzuverlässigkeit, über Betrug und Uebervortheilung in Handel und Wandel klagen: kein Wunder, wenn man sieht, wie Alles nach den Pforten des Genusses sich hindrängt. Wie anders wäre die übertriebene Pracht, der außerordentliche Luxus möglich, der Einem allüberall begegnet? — Wie wenig bürgerliche Häuser sind noch die Wohnstätten schlichter, einfacher Lebensweise und Einrichtung! Wie wenige Familien ziehen noch die stillen häuslichen Freuden den rauschenden öffentlichen Lustbarkeiten vor! — Drängt sich nicht Alles aus dem häuslichen Kreise hervor, sobald eine öffentliche Ergößlichkeit winkt und sich eine Gelegenheit darbietet, öffentlich zu prunken und zu prangen? Ueberbietet nicht Einer den Andern in allen Arten üppiger Wellust? Suchen nicht alle Stände in Bezug auf Lebensgenuß sich völlig gleichzustellen? Geht nicht alles Sinnen und Trachten stillos dahin, immer neue und neue Genüsse zu erfinden und zu schaffen? Und kaum daß eine neue Art des Genusses erfunden ist, eilt nicht Alles mit ängstlicher Hast, um ja sogleich dieses Genusses sich zu erfreuen? Und wenn zu den hundert und hundert Vergnügungsplätzen noch andere hundert hinzukommen,

ihr werdet sie alle voll und übertoll sehen; und wenn die Taumelfeste immer zahlreicher werden, man wird — und dauern sie Wochen lang — ihrer nicht satt noch überdrüssig. Und so seht ihr denn eine unmäßige Genußsucht allverbreitet und damit eine Quelle geöffnet, aus der nothwendig Elend und Entartung, Zerrüttung und Verarmung, Familienruin und Zerfall des öffentlichen Wohlstandes fließen müssen. Wenn diese Uebel und Leiden auf unserem Zeitalter lasten, wen will das Wunder nehmen?

Noch eine Quelle des herrschenden Zeitübel will ich nennen: das allgemeine Streben nach socialer Ungebundenheit. Es ist ganz begreiflich, daß, wo Alles nach sinnlichen Genüssen jagt, die Wege der Genußsüchtigen sich nur zu häufig kreuzen müssen; es läßt sich denken, daß man Den, der Einem im Wege steht, nicht gerne sieht, und macht er Miene, sich auf seinem Standpuncte zu behaupten, ihn um jeden Preis wegzudrängen sucht. Unter solchen Umständen strebt Jedweder die Quellen des Genusses für sich fließend zu machen und sie dem Andern abzuschnelden; daher die Veranlassung zu einer Menge feindseliger Reibungen. Jedweder sucht die Mittel, in deren Besitz er ist, dahin zu verwenden, es Andern, Gleich- oder Höhergestellten an Prunk und Pracht gleich zu thun; es bleibt ihm also nichts übrig, Niedrigstehende, kümmerlichgestellte zu unterfüßen und ihnen zum Unentbehrlichsten zu verhelfen. Jedweder trachtet der Abhängigkeit von Gebietenden, Höheren sich zu entwinden, dafür Seinesgleichen, so viele er Deren kann, sich zu unterwerfen und als Mittel zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Jedweder ringt nach einer gebietenden Stellung, wo er sagen kann: Ich habe nach Niemanden zu fragen, bin mein eigener Herr! — Keiner will dienend, durch Treue und Ergebenheit sich Liebe und Dank verdienen. Der Arbeitende sucht trotzig den höchsten Lohn zu erzwingen; der Zahlende hartzerig die niedrigsten Preise zu erpressen, bei denen jene kaum dem Hungertode entgehen. Einer ist dem Andern so lieb oder so leid, als er ihm nützt oder schadet. „Er kann mir weder nützen noch schaden,“ sagt man und glaubt damit Grund genug zu haben, ihn wegzumerfen. Und diese eigennützte schlechte Gesinnung, sehen wir sie nicht in die heiligsten Verhältnisse des Familien- und Freundschaftslebens eingeschlichen? Sehen wir nicht eheliche Bande, wenn sie für die Gatten aufgehört haben Quellen des Genusses zu seyn, geradezu aufgelöst, oder, wo dieß nicht angeht, dahin gelockert, daß ein Jedes seine eigenen Wege wandelt und sich nach erneuten Quellen, oder besser, nach Pfützen schöner Lust umschaut? Sehen wir nicht freundschaftliche Verbindungen in demselben Augenblicke zerrissen, wo der Eine oder der Andere seine Rechnung nicht mehr dabei zu finden glaubt; ja, hat man nicht mehrentheils mit Recht zu fürchten, es stecke eine eigennützte Absicht dahinter, wenn sich so ein Freund mit süßer Rede herandrängt? — Bei solchen Verhältnissen, die ich nicht weiter schildern will, kann es nicht fehlen: es muß ein Gefühl der Unbehaglichkeit sich durch den ganzen gesellschaftlichen Organismus verbreiten, ein Gefühl allgemeinen Druckes, da bei der die herrschende Genußsucht begleitenden Selbstsucht kein Glied das andere in Liebe stützt und trägt, sondern eines dem andern, statt dessen Last zu erleichtern, vielmehr zur Last fällt und es mit seiner egoistischen Schwere niederdrückt, und bei dem krankhaften Streben nach Ungebundenheit die eine freie Bewegung schützenden und fördernden Schranken nicht als solche geliebt und gehütet, sondern als beengende, lästige Fesseln gehäßt und nur mit schmerzlichem Widerstreben ertragen werden.

Wir wollen es nicht mehr weiter aufrollen — dieses trübe Gemälde. Wer mit den Zeitverhältnissen näher vertraut ist, wird die Farben nicht zu grell aufgetragen finden. Vielleicht daß sie

für diese oder jene Vertiklichkeit sich zu mildern haben; dagegen fürchten wir, daß die gerügten Gebrechen da und dort noch schreiender hervortreten, und glauben des Trostes entbehren zu müssen, den es uns gewähren würde, so wir uns überzeugen könnten, das entworfenste düstere Bild sey lediglich das Spiegelbild einer verschollenen Zeit aus Olin's bösen Tagen, die gegenwärtige aber sey offenbar die beste aller Zeiten und nahe daran, die goldenen Thore des Paradieses aufzuschließen. (Schluß folgt.)

Neuer Angriff auf den Katholicismus.

Es ist oft genug gesagt worden, daß die Gegner der katholischen Kirche jederzeit auch Gegner der Jesuiten sind. Einer der heftigsten Jesuitengegner neuester Zeit in Frankreich will dieß bestätigen, Professor Michelet nämlich, der neuestens mit einem Buche („der Priester, die Frau und die Familie“) hervorgetreten, worin er auf die boshafteste Weise insinuiert, die Beichtanstalt sey die Anstalt zur schändlichsten Verführung; der hl. Franz von Sales, Bossuet und Fenelon, die gesammte Priesterschaft werden der unreinen Liebe zu denen, welchen sie als geistliche Führer gedient, beschuldigt. Herr Saiffet, ein ehemaliger Schüler Michelets, sagt von diesem Buche: „Dies Buch hat zum Zwecke, den Geistern eine neue und gefährliche Richtung zu geben, statt rechtmäßiger Verteidigung will es gewalthätigen und leidenschaftlichen Angriff, statt billiger Kritik der religiösen Institutionen blinden Haß und zuletzt die völlige Zernichtung derselben. Michelet greift nicht die pflichtvergessenen Priester an, welche dem Geiste ihres katholischen Priesteramtes untreu werden, sondern den Priester als solchen, den kathol. Priester in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes. Die Priester, sagt Michelet ohne alle Beschränkung, die Priester sind unsere Feinde. Michelet sagt seinen Grundgedanken gegen das katholische Priesterthum am Ende in folgende Sätze zusammen: 1) Jeder Priester, selbst der heilige, wenn er mit einer weiblichen Person, und wäre diese eine Heilige, von Liebe Gottes spricht, erweckt in ihr eine andere Liebe; 2) wenn diese Liebe rein bleibt, so ist dieß völliger Zufall oder ein Wunder. Nach Michelet ist der Katholicismus und seine Diener, das Christenthum und dessen Kirche, jede positive Religion und jedes Priesterthum wesentlich unmoralische und schädliche Institutionen; Michelet will, was Voltaire schon vor ihm ausgesprochen hat: *écrasez l'infâme* — fort mit der ehrlosen!“ Um das Treiben gewisser Leute zu würdigen, muß man wissen, daß der „Constitutionnel“ das Organ einer bedeutenden Partei ist, an deren Spitze Thiers steht, ein Blatt, das durch den Roman des Eugen Sue schnell 20,000 und noch mehr Abonnenten erhielt. Dieses Blatt sagt von Michelets Buch die bedeutungsvollen Worte: „Michelets Buch ist eben so heißend als ernst, und behandelt mit Kühnheit und Maas die Hauptfrage des gegenwärtigen Kampfes — den geheimen und gefährlichen Einfluß eines Fremden im Schoos der Familie, die Macht und Gefahr der Gewissensführung. Nie hat der Verfasser Trefflicheres geschrieben, als das Geschichtliche der Gewissensleitung. Er verlangt zwei Dinge: die Abschaffung des Cölibats und der Beicht, welches letztere sich aus dem ersteren von selbst ergibt. Ob Abschaffung der Beicht und des Cölibats mit dem Fortbestand des Katholicismus verträglich sey, untersucht Michelet nicht, wir halten Beicht und Cölibat unzertrennlich vom Katholicismus, sie sind seine Grundlage und Schutzwehr.“ — Hierin liegt also das offene Geständniß, daß es im jetzigen Kampf auf die Zernichtung des Katholicismus und des gesammten Priesterstandes abgesehen ist, daß man mit dem Angriff

des Katholicismus nicht bloß einverstanden ist, sondern man belobt ihn; wenn es aber wieder gelegen scheint, versichert man, es sehr gut mit dem Katholicismus zu meinen und nur die Jesuiten bekämpfen zu wollen. Heuchelei!

Deutschland.

Ein Friedenswort zur Lösung der religiösen Streitfrage.

(Kassel 1844 bei W. Appel.)

Wir können Allen, die, fest im positiven Glauben, zur Fahne derjenigen noch nicht geschworen haben, deren Lösung ist: „Reißt die Kreuze um und macht Schwerter draus,“ diese dem Vernehmen nach von einem hochgestellten Protestanten herrührende kleine Schrift nicht dringend genug empfehlen; und sind wir im Voraus überzeugt, daß selbst denjenigen, denen der ganze Ronge'sche Spectakel bereits zum Ekel geworden ist, dieses aus aufrichtiger Liebe und redlichem Streben zu einer Verständigung gesprochene Friedenswort nicht unwillkommen gewesen seyn wird. Es ist dem Verfasser nicht sowohl darum zu thun, Ronge's berüchtigtes Libell zu widerlegen (haben dieß ja bereits Andere in genügender Weise gethan), und nach ihm allein den Stein der Verurtheilung zu werfen, vielmehr bespricht er die ganze Angelegenheit aus dem Gesichtspuncte, „in wie fern die Katholiken sich über verletzte Toleranz zu beklagen haben, und welche Gefahren daraus entstehen, wenn nicht die Wohlgestimmten aller Confessionen gemeinschaftlich einem solchen, die deutsche Bildung wenig ehrenden Uergernisse ein Ziel zu setzen suchen.“ Heben wir aus dieser in jeder Beziehung interessanten Erscheinung, in der eine genaue Kenntniß der politischen und socialen Zustände Deutschlands sich kund gibt, Einiges hervor, was über die Idee einer deutsch-katholischen (!) Kirche gesagt ist:

„Freilich möchten uns gewisse Leute, heißt es, mit einer katholisch-deutschen Nationalkirche beglücken, und diese sehen schon im Geiste in dem von Hymen bekränzten Pfarrer von Schneidemühl den Patriarchen von Deutschland, die prophetische Begrüßung an Bethlehem auf Schneidemühl anwendend. Aber, lieben Leute, die Geschichte der Kirche steht für den Katholiken als untrügliche Warnungstafel da und lehrt unwiderleglich, daß ein Abfall von Rom ein Abfall vom Katholicismus ist und noch mancherlei Abfall nach sich ziehen würde. Nicht aus der zu großen Abhängigkeit von Rom sind die Gebrechen entstanden, welche in Deutschland zur Trennung von der katholischen Kirche führten; das Uergerniß war da am größten geworden, wo Rom am wenigsten zu sagen hatte. Wenn die Klagen über den Verfall der Kirchenzucht, über Simonie und Concubinat bis nach Rom drangen und der Papst seine Legaten zur Untersuchung in das Reich sandte, so wiesen Klöster und Stifter dem päpstlichen Sittenrichter die Thür, behauptend, dem Landesherren und nicht dem Papste stehe in einem solchen Falle die Einmischung allein zu. Wenn nun aber einmal der Landesherr dem Gräuel ein Ende machen wollte, dann sollten päpstliche Privilegien die Untersuchung hindern. Natürlich also, daß auf diese Weise die Kirche in Deutschland mehr als anderswo verwilderte. — Betrachtet doch die Freiheiten der gallicanischen Kirche etwas näher und sehet zu, ob sie etwas anderes sind, als Trugbilder der Despotie, Prerogativen, welche ein serviler und verderbter Klerus dem Papste entrißen, um sie auf dem Knie dem eitelsten der Könige darzubringen! Auch die spanischen und lufitanischen Kirchen rühmen sich gewisser Privilegien, welche sie von Rom unabhängig, als die deutsche Kirche gemacht haben; sind

aber deswegen ihre Völker sittlicher, frömmere und aufgeklärter geworden, oder ist ihr Alerus musterhafter, als der deutsche? Wenn aber dem Katholiken selbst mit einer Nationalkirche nicht gedient ist, kann es im Interesse der Fürsten vielleicht liegen, die Bemühungen, welche eine Losreißung von Rom beabsichtigen, zu unterstützen? Den protestantischen Fürsten, welche über katholische Unterthanen herrschen, würde die Ausübung der Schirmvogtei über eine Kirche, welche die Gemeinschaft mit einem Centralpuncte aufgegeben, eine wahre Bürde und die Quelle von unabsehbaren Verlegenheiten werden. Die katholischen Fürsten aber haben endlich ihre Eifersucht gegen Rom aufgegeben, indem sie einsehen, daß der principielle Kampf mit Rom nur ein Entwicklungsproceß in der europäischen Staatengeschichte war. — Die Gränzen beider Gealten sind nunmehr klar und bestimmt, und nur Herrschsucht konnte dieselbe in blinder Leidenschaftlichkeit verkennen. Ein großes Beispiel der Neuzeit lebt noch in frischster Erinnerung. Auf dem höchsten Gipfel irdischer Macht angekommen, wollte Napoleon sich auch die Geister unterwerfen und die Kirche sollte ihm hierbei hilfreiche Hand bieten. — An der männlichen Beharrlichkeit des Papstes, die Summe des ihm anvertrauten Rechts in voller Integrität zu erhalten, scheiterten alle Künste der Verführung und seine Bereitwilligkeit, lieber alle Qualen zu dulden, ja selbst das Leben zu lassen, als eine Transaction einzugehen, wodurch die rechtlichen Gränzen der Kirche dem Staate gegenüber verrückt würden, mußten ein warnendes Beispiel für diejenigen Fürsten und Völker werden, welche bisher nur in Unterwerfung das Scheinbild einer gewissen Selbstständigkeit zu retten suchten. — Verfolgte die Kirche weltliche und nicht rein geistliche Zwecke, so lag gewiß die Versuchung nahe, die Erschütterung des Jahres 1830 in diesem Sinne zu benutzen. Ein Wort von Rom aus hätte das Feuer der polnischen Revolution zu einer himmelhohen Flamme angeblasen und unter seinem Schutze hätte ein Lamennais einen Kreuzzug gegen alle Throne Europas zusammen gepredigt. — Und als von Petersburg und Berlin, so wie von Wien und Paris die Intervention Roms dringend gegen den neuen Savonarola verlangt wurde, da waren katholische, protestantische und schismatische Regierungen über die Macht des Papstes einverstanden, welche allein eine Irrlehre nieder zu halten vermochte, die den Kampf mit Hunderttausenden von Bajonetten nicht gescheut hätte, vor der Mißbilligung im Vatican aber verstummte. Diese strenge Zurückweisung der Revolution, selbst wenn sie für das Recht der Kirche das Schwert ergreifen, so wie die eben so furchtlose Abwehr der Despotie, wenn dieselbe sich Eingriffe in das Recht der Kirche erlaubt, dürften doch endlich einmal den banalen Declamationen von dem Streben Roms nach ungehörlicher weltlicher Gewalt ein Ende machen. u. s. w."

Denen, welche die gesinnungsvollen Katholiken, die sogenannten Ultramontanen als undeutsch darzustellen trachten, antwortet er: „Ihre Schuld ist es nicht gewesen, daß die Schweden sagen durften: „Wir wollen Bürger bleiben auf dem Boden, den unser König fallend sich erobert.“ Niemals haben sie mit französischem Gelde die Kriegescassen gefüllt und die deutschen Marken auswärtigen Feinde preis gegeben; sie sind die deutschesten Patrioten geblieben, obgleich das Patrimonium ihrer Kirche, die geistlichen Fürstenthümer, als Lösegeld für die Erhaltung protestantischer Fürstenthümer an die ländergierige französische Revolution abgetreten werden mußte. — Freilich wird man uns entgegen, nicht die Katholiken als solche sind es, welche wir für weniger

deutsch halten, sondern nur die ultramontanen Dunkelmänner. Allein gerade die Euch verhassten Dunkelmänner sind es, welche überall auf die Stärkung des Nationalgefühls dringen; sie sind es, welche, wie in der Kirche, so im politischen Leben dem historischen Conservatismus huldigen, welche von der deutschen Geschichte kein anderes Blatt aufgeben möchten, als dasjenige, welches von dem blutigen Zusammenstoß der Söhne eines Landes wegen religiöser Zwietracht berichtet. — Das Ziel ihrer innigsten Wünsche ist ein großes starkes unabhängiges Deutschland, das, wenn auch nicht in demselben religiösen Glauben geeinigt, doch in der Pflege wahrhaftiger Toleranz das Bild einer großartigen Gesittung entfaltet. — Er (der Katholik) ist weder ein Fremdling im deutschen Lande, noch zum bloßen Tolerirten herabgesunken. Feierliche Verträge sichern ihm selbst in vorzugsweise protestant. Ländern die freie Uebung seines römisch-katholischen Bekenntnisses. Niemand hat das Recht, ihm einen einzigen Gebrauch seiner Kirche, noch wäre derselbe noch hundertmal mehr im Widerspruch mit dem Zeitgeiste (Göthe nennt ihn der Herren eigenen Geist) zu verkümmern u. — Ohne einer ernsthaften und gründlichen Wissenschaft die religiöse Controverse bestreiten zu wollen, denn auch der Katholik unterwirft sich dem Paulinischen Ausspruche: „Rechenenschaft von seinem Glauben zu geben,“ und er hat in dieser Beziehung Red' und Antwort niemals versagt, muß doch die auf's Gebiet der ordinärsten Tagesliteratur versetzte Polemik als eine Einmischung in fremde Verhältnisse betrachtet werden u. s. w."

Herr dein Wille geschehe.

Der Wille Gottes soll geschehen
An jedem Ort, zu jeder Zeit,
Um Trost und Hilfe thät ich stehen
Zu dem, der Trost und Hilfe beut.

Doch ferne noch die Hilfe weiset
Und matt nur glänzt der Hoffnungstern,
Noch ist die Wunde nicht geheilet
Die mir geschlagen ward vom Herrn.

Noch länger soll die Strafe währen
Die Gottes Hand mir auferlegt;
Doch will ich dulden, und verehren
Die Hand des Vaters, die mich schlägt.

Mein Mund soll seinen Namen preisen,
Dhn' Aushör dring' mein Gebet
Zu ihm, dem unerforschlich Weisen,
Der über allen Geistern steht.

Vertrauend will ich zu ihm stehen
Und stehen unter seine Hut
Dann wird er gnädig auf mich sehen
Und mir gewähren, was mir gut.

Stets will ich seine Liebe singen
Und seines Namens Heiligkeit
Will ihm mich ganz zum Opfer bringen,
Der allen Lebenden gebeut.

Ich will mich ihm zu eigen geben,
Sein Wille sey gebenedeit;
Nach seinem Willen will ich leben
Von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Jr. Kav. Schumacher.